

HEYNE <

Das Buch

Rom, Nabel der Welt und Millionenstadt am Tiber, ist in heller Aufregung. Ein epochaler Triumphzug für die schon bald erwartete Rückkehr der erfolgreichen Feldherren wird vorbereitet. Aus der ganzen bekannten Welt kommen dafür Menschen an, darunter auch die Schauspieltruppe der »Mimen des Mopsos«, zu denen die junge Korinna gehört. Ihr kommen Gerüchte über ein bevorstehendes Attentat auf Kaiser Mark Aurel zu Ohren. Kurz darauf verschwindet ein Bote mit einer wichtigen Nachricht für den Kaiser. Pacuvius, ein Offizier des Kaiserlichen Geheimdienstes, untersucht den Fall und wird den Verdacht nicht los, daß er von seinen Vorgesetzten bewußt in die Irre geführt wird. Bei seinen gefährlichen Ermittlungen lernt er Korinna kennen und lieben, und gemeinsam versuchen sie, das Netz aus Intrigen und Anschlägen zu zerreißen, das bedrohlich über Rom liegt. Die wichtigsten Männer des Reiches scheinen in die Verschwörung verstrickt, die beiden können niemandem trauen. Nicht einmal dem Kaiser selbst?

Der Autor

Gisbert Haefs, 1950 in Wachtendonk am Niederrhein geboren, studierte Anglistik und Hispanistik und war fahrender Chansonnier und Komponist, ehe er mit dem Schreiben von Büchern begann. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Bonn. Bekannt wurde Haefs neben seiner Tätigkeit als Übersetzer und Herausgeber der Werkausgaben u.a. von Rudyard Kipling, Ambrose Bierce und Jorge Luis Borges als Autor großer historischer Romane.

Gisbert Haefs im Heyne Taschenbuch: *Hannibal – Alexander – Alexander in Asien – Troja – Das Gold von Karthago – Das Schwert von Karthago*

GISBERT HAEFS

Der erste Tod
des Marc Aurel

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses Buch erschien bereits 2003 im Wilhelm Heyne Verlag unter dem Titel *Roma*.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
www.fsc.org
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super* liefert Mochenwangen.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 07/2007

Copyright © 2001 by Gisbert Haefs

Copyright © 2001 by Diana Verlag AG, München-Zürich

Copyright © 2003 by Wilhelm Heyne Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © akg-images

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, München - Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-47078-1

www.heyne.de

Inhalt

1. Der Hafen der Kaiser	7
2. Nachtgeschichten	42
<i>Marcus Aurelius an Iunius Rusticus</i>	76
3. Gründe und Zwecke	78
4. Der Weg ins Labyrinth	100
<i>Eine Membran aus dem Archiv (I)</i>	143
5. Mißtrauen und Fragen	145
6. Lose Fäden	164
<i>Septimius Severus an seinen Vater</i>	180
7. Das Verfahren des Iunius Rusticus	182
8. In der Unterwelt	214
<i>Eine Membran aus dem Archiv (II)</i>	237
9. Schwerter und Bilche	239
10. Im Kerker	274
<i>Korinna: Chimären zu satteln</i>	309
11. Das Archiv des Etruskers	310
12. Abfälle und Zufälle	350
<i>Quirinus an Marcus Aurelius</i>	377
<i>Marcus Aurelius an Quirinus</i>	378
13. Blutiger Morgen	379
14. In Caesars Gärten	407
<i>Eine Membran aus dem Archiv (III)</i>	450
15. Markt der Träume	452
Postscriptum	490
Karten	492

1. Der Hafen der Kaiser

Früh, wenn es dir leid tut, schon aufgewacht zu sein, sage dir gleich, du seist erwacht, um dich menschlich zu betätigen. Um der Tätigkeit willen bist du geboren und in die Welt gekommen, und da willst du verdrießlich sein, daß du ans Werk gehen sollst? Oder bist du geschaffen, dich in den Federn liegend zu pflegen? Dies ist wohl angenehmer; aber bist du denn um des Vergnügens willen da oder vielmehr, um etwas zu schaffen und dich anzustrengen?

MARCUS AURELIUS V I

SIE SASS AM FUSS des Leuchtturms, das Gesicht zum Meer, und wartete auf den Jungen mit dem Kormoran. Aber es war spät, viel später als gewöhnlich. Das kleine Boot lag an der gewohnten Stelle; vielleicht war er längst ausgefahren und heimgekehrt, oder er wollte heute nicht aufs Meer. Vielleicht hatte er sie gesehen, sagte sie sich, und blieb deshalb fort. Sechzig Tage, seit sie zuletzt am Hafen gewesen war – viel Zeit, um eine mißtrauische Freundschaft verfallen zu lassen.

Sie hatte nicht eher kommen können, nicht in den vergangenen Monden und nicht an diesem Tag. In den stickigen Zeiten des Sommers verließen alle, die es sich leisten konnten, die Stadt und zogen sich auf Landgüter zurück. Alle, die es sich leisten konnten, waren genau jene, die sich hin und wieder die »Mimen des Mopsos« leisten mochten. Die Truppe war den Reichen gefolgt, hatte in kleinen Städten der Albaner Berge gespielt, in den Höfen der Landgüter, für die Herren und ihre Sippen, für die Diener und Sklaven, manchmal auch für die einfachen Leute der Ortschaften. Beifall, Münzen, Brot, ein Nachtlager ... nicht viel, aber genug zum Leben.

Dann kam der Herbst, und die Leute kehrten zurück nach Rom. Manche wollten vielleicht hören, wie sich der Krieg gegen die Parther entwickelte oder welche neuen Anordnungen

der Kaiser in den leeren Sommertagen ausgeheckt hatte. Die meisten würden sich wieder den Geschäften widmen, dem Brot, und fast alle warteten auf die Spiele.

Im Sommer zogen regelmäßig Kundschafter der Pferdezüchter und der Wettgemeinschaften durch die Lande, gingen Gerüchten über besonders gute Tiere nach und beobachteten auf den Rennbahnen der Provinzstädte Wagenlenker. Pferde und Männer, die in Massilia, Athen, Alexandria, Tarraco oder anderswo auf sich aufmerksam gemacht hatten, wurden gekauft oder angeheuert. Auch die Herren der Kampfspiele, immer auf der Suche nach Gladiatoren, waren entweder selbst unterwegs oder ließen ihre »Augen« genannten Leute schweifen.

Für die Mimen gab es im Frühherbst wenig zu tun; bei Stadtteilfesten auf den Plätzen und in Hinterhöfen konnten sie Neues erproben oder Altes wieder aufnehmen, zur Bewahrung der Beweglichkeit und für die wenigen kleinen Münzen, die die einfachen Leute in den Topf warfen. Andere Schauspieltruppen mochten, wie Mopsos sagte, »die Provinz verheeren, um von den Alpen bis Sizilien festzustellen, daß im Sommer und Herbst auch dort nichts läuft«. Richtige Auftritte für gutes Geld würde es, in der Provinz wie in Rom, erst wieder geben, wenn die Wohlhabenden zurückgekehrt waren. Reiche Kunstliebhaber und jene, die Gäste zu unterhalten hatten.

Eigentlich war dies die beste Zeit, um abgenutzte Gewänder zu flicken oder Masken zu erneuern. Mopsos hatte bei einem der billigen Buchhändler am Südrand des Forums zerlesene, fleckige Rollen gefunden: zwei Stücke des Puniers Terentius, eines von Herondas, eine *Antigone*. Also machten sie sich ans Abschreiben, damit jeder eine Rolle hatte, ehe die gekauften endgültig zerfielen. Korinna schrieb schnell und leserlich, Mopsos langsam und gründlich, Thesion so, daß er später selbst rätseln mußte; Markos' Zeichen brachten alle anderen zum Weinen. Myrina, Sulpicius und Bagoas, vor allem für Gaukelei und Musik zuständig, schrieben gar nicht.

Korinna verbrachte drei stickige Tage damit, die Stücke für sich abzuschreiben. In dem verfallenden Haus, dessen Besitzer

auf bessere Kaufangebote wartete und die Schauspieler so lange gegen wenig Geld dort hausen ließ, suchte sie sich einen möglichst schattigen Winkel. Es gelang ihr, Tinte und Schweiß nicht allzu innig zu mischen und auf dem billigsten Papyrus – Pergament konnten sie sich nicht leisten – mehr Zeichen als Kleckse zu erzeugen.

Seit sie sich in Rom aufhielten, kauften die Mimen des Mopos ihren Fisch bei Manlius. Er verlangte keine höheren Preise als andere, hatte sein Haus samt Laden gleich neben dem halbverfallenen Obdach der Schauspieler, und seine Tiere waren meistens frisch. Oder beinahe frisch. Zweimal hatten die Mimen für ihn und seinen Haushalt – Frau, Kinder, Sklaven – etwas aufgeführt und dafür je fünf Tage lang Fisch und Brot bekommen.

Vor zwei Tagen hatte Manlius mit einem Reichen verhandelt, ihn »Herr« genannt und sich vor ihm beim Feilschen immer wieder verbeugt. Es ging wohl um eine größere Feier; allerdings war Korinna, die in der Nähe gesessen und gedöst hatte, ein wenig erstaunt gewesen, daß ein Mann mit den breiten Purpurstreifen des Senators an der Toga selbst mit einem Fischhändler sprach, statt derlei niedrige Dinge seinen Abhängigen zu überlassen. Jedenfalls sollte Manlius Fisch, *garum* und andere Dinge liefern, und als er später an seinem Karren herumkratzte und etwas über eine Fahrt nach Portus murmelte, hatte Korinna sich schnell entschlossen und ihn gebeten, sie mitzunehmen.

So waren sie an diesem Tag, da sie sich nicht sechsundzwanzig, sondern fünfzig Jahre alt fühlte, über die verstopfte Via Portuensis von Rom zum Hafen der Kaiser gefahren.

Auch der Hafen war verstopft. Ein paar Tage vor dem Äquinoktium drängelten sich die Schiffe, um ihre Fracht zu löschen, ehe die Herbststürme begannen. Nur wenige Seeleute würden dann noch aufs Meer fahren, und wer Güter für Rom zu liefern hatte, mußte zusehen, daß er sie beizeiten an Land brachte. Sie sah Getreidefrachter aus Hispanien und Ägypten, die gewöhnlich Puteoli anliefen, aber der größte Kornhafen des Reichs war vermutlich ebenso voll wie Portus Augusti, so daß die Kapitäne in falscher Hoffnung nach Norden gefahren waren.

Die knielange, ärmellose Tunika war besudelt. Vor einer Fischbraterei war Korinna mit einem eiligen Esser zusammengestoßen, und bei einer anderen Garküche hatte jemand sich im Gedränge die von einer bräunlichen Tunke verschmierten Finger an ihrem Gewand abgewischt. Ein junger Mann, eher Händler als Matrose, und er hatte gelacht, als sie ihn beschimpfte.

»Nichts Arges, o Holde«, hatte er gesagt. »Nur Flüssigkeit von einem köstlichen Braten. Ich würde bei dir gern andere Flüssigkeiten lassen, aber die Eile, o ihr Götter, diese Eile!«

Dann war er grinsend in der Menge verschwunden, zwischen Stauern, Händlern, Arbeitern. Sie hatte ein paar Augenblicke vor einem Stand mit gebratenem Geflügel gezögert und an die kleine Ausbeulung gefaßt, wo unter dem Gewand, am Gurt des Leibschurzes, der Beutel hing. Münzen, genug Münzen, um großen Hunger billig zu stillen, aber längst nicht ausreichend, um der Lust nachzugeben und einen Hühnerschenkel zu kaufen. Vielleicht konnte sie sich an dem Geruch sättigen, den Hände und Dünste in dem Wollstoff zurückgelassen hatten. Aber sie wußte zu gut, daß der Duft den Hunger vermehren würde.

Fisch, Tunke, Schweiß. Sie rümpfte die Nase und lockerte den Gürtel, mit dem sie die Tunika hochgebunden hatte. Der Fleck war kaum eine Handbreit weiter von ihrer Nase entfernt, als sie das Gewand nach unten gepupft hatte, aber sie bildete sich ein, daß nun alles nicht mehr so streng röche. So streng und so hungrig.

Etwas stimmte nicht – etwas, das sie aus den Augenwinkeln sah. Erneut zupfte sie an der Tunika. Da gab es noch einen Fleck, an einer gewöhnlich für sie nicht sichtbaren Stelle des Gewands, hinter der linken Hüfte. Sie zog den Stoff weiter nach vorn.

»Gah«, sagte sie leise. Es war Blut, geronnen oder fast geronnen. Und – Haare? Mit spitzen Fingern faßte sie danach.

Es sah aus wie Menschenhaar mit einem Klümpchen geronnenen Bluts. Aber das konnte nicht sein. Natürlich konnte es nicht sein. Oder doch? Und wenn – wo? Korinna schloß die Augen und versuchte, sich an jeden Schritt des Wegs zu erinnern.

Manlius hatte den Karren neben einer Schänke auf dem klei-

nen Platz angehalten, der nur wenige Schritte östlich des »Hexagon« genannten sechseckigen Hafenbeckens lag. Zur einen Seite erstreckten sich die Reihen der Verkaufsstände und Garküchen, auf der anderen begann das Labyrinth der Schuppen und Werkstätten. Am Geländer vor der Schänke, an das man Pferde binden konnte, lehnten drei Männer. Einer hatte ein schmieriges Tuch um den Schopf gewickelt, und als er den Mund verzog, sah Korinna, daß ihm die beiden oberen Schneidezähne fehlten. Der zweite war schwarz, vielleicht ein Nubier oder Angehöriger eines Volks im südlichen Mauretanien. Der dritte trug eine fast handtellergroße Silberschlange im linken Ohr. Sie schienen – wirklich alle drei? – Blicke mit Manlius zu wechseln, bewegten sich aber nicht, solange Korinna sie sehen konnte. Ein paar Schritte auf dem Kai, dann hatte sie sich umgedreht, und die drei Männer waren hinter dem langsam nach Norden fahrenden Karren des Fischhändlers hergegangen.

Nun fragte sie sich, warum sie die Männer so gründlich betrachtet hatte. Aber eigentlich hatte sie gar nicht bewußt beobachtet; es war wohl nur die Gewohnheit der Schauspielerin, Menschen wahrzunehmen, um sie besser darstellen zu können, und die Gewohnheit der Schreibenden, alles aufzufangen, was irgendwann einmal verwendet werden könnte.

Weiter. Die Garküchen. Brotstände. Obst. Das Gedränge der Leute. Der flüchtige Gruß – eine Art Winken – der Herrin eines Standes, an dem süßes Gebäck feilgeboten wurde. Die Männer, die ein Schiff verließen, dessen Tau am Steinring auf dem Kai mit einer großen Schleife festgebunden war, fast wie ein Schmetterling. Männer mit Augen, die zuviel Weite gesehen hatten, Augen der Ferne, wie sie es bei sich nannte; zwei von ihnen hatten schmale Augen, wie geschlitzt, in denen sie nicht lesen konnte, und gelbliche Haut. Mehr Gedränge. Der Mann mit den schmierigen Fingern. Eine nicht genau gesehene Bewegung von links – andere Männer, die etwas trugen? Die vielleicht einen Betrunkenen stützten? Der Mann war getorkelt, gefallen; konnte es sein, daß er mit dem Kopf ihre Hüfte berührt hatte? Aber warum sollte ein Betrunkenener Haare und Blut verlieren?

Sie erinnerte sich an andere Rempelen auf dem langen Weg, den sie an der Südseite des Hexagon zurückgelegt hatte, und auch am äußeren Hafen, auf der südlichen Mole. Ein Arm, der ins Meer griff und nach Norden bog, wie angewinkelt, um dann im Leuchtturm zu enden. Viele Arme, die gefuchelt und sich erhoben hatten und gereckt waren und wieder fielen. Aber kein blutiges Rinderviertel, kein geschlachtetes Schaf, nicht einmal ein abgezogener Hase. Und die Haare sahen nach Mensch aus, nicht nach einem beliebigen Tier.

Was immer es sein mochte: Korinna zupfte es von der Tunika; mit gerümpfter Nase musterte sie es ein paar Atemzüge lang. Dann warf sie es zwischen die Steine und schaute aufs Meer hinaus.

Zum zehnten Mal zählte sie die Schiffe, die darauf warteten, ins große vordere Becken einfahren zu können. Vierundfünfzig. Zwei weniger, dann wären es so viele, wie sie heute an Jahren zu schleppen glaubte. So viele Schiffe, Wellen, Möwen, Tage.

Sie versuchte sich zu erinnern, wie oft sie hier gegessen und gewartet hatte. Meistens mit dem Rücken zum Meer, um sich an den Schiffen im großen Hafen sattzusehen.

Auf dem milden Seewind ruderten Möwen. Zerstreut betrachtete sie einen Vogel, der sich bewegte, als wolle er sich gleich auf den Rücken drehen.

Sie gluckste leise. Mit den Zehen rupfte sie einen Halm aus, der im Zement des Leuchtturmssockels gesprossen war. Die Zehen, fand sie, sahen jünger aus, als sie sich fühlte. Vielleicht war der Junge mit dem Kormoran nicht weggeblieben, weil sie ihm zu alt war – falls er sie überhaupt gesehen hatte. Vielleicht war er krank, oder er war so viel früher hinausgefahren, wie sie später gekommen war. Wenn sie so viel später gekommen war, wie sie sich zu alt fühlte, mochte er so viel früher hinausgefahren sein, wie er jünger war. Sie lachte leise über die wirren Gedanken und beschloß, daß sie wohl müde sei.

Müde von sechzig Tagen des Herumziehens, von Musik und Liedern und anstrengendem Unsinn, von neu verknüpften Fetzen alter Komödien und vom Seiltanz und anderen Einlagen

zwischen den Mimus-Teilen. Von der Hitze, von den mühsam abgewiesenen Männern, die alle Schauspielerinnen für Dirnen hielten und alle Schauspieler für Lustknaben ...

Einen hatte es gegeben, mit dem sie nicht ungerne im Gesträuch verschwunden wäre, aber die Dörfler hatten sie gewarnt: Er sei der Sohn eines Senators, und der Senator sei von altertümlicher Tugendhaftigkeit, ein wahrer Cato. Man wußte nie, ob solch ein Mann sein Mißfallen nicht durch das Erwirken eines Auftrittsverbots bekunden würde, deshalb hatte sie dem jungen Mann zu regem Gebrauch der eigenen (gepflegten) Hände geraten.

Als sie Schritte hörte, wandte sie sich vom Meer dem äußeren Hafenbecken zu. Aber es war nicht der Junge mit dem Kormoran, sondern einer der Legionäre, die auf den Molen für Ordnung sorgen sollten und den Leuchtturm bewachen und bedienen mußten. Er musterte sie scharf, lächelte dann plötzlich, leckte sich die Lippen, hob die Schultern, legte das Gesicht in traurige Falten und öffnete mit einem zahnbesetzten Stift den Riegel, der das Gittertor zum Leuchtturm versperrte.

»Wenn du«, sagte er über die Schulter, »nichts Besseres zu tun hast – ah, sagen wir, nichts Schlechteres –, darfst du mir gern beim Drehen der Spiegelflächen helfen.«

»O tapferer Krieger, ich habe anderes zu tun. Aber welche seltsamen Körperteile plagen dich so, daß ich dir helfen soll, sie zu drehen?«

Er lachte. »Zapfen, die sich in Drehgelenke schmiegen möchten, aber was soll ich dir erzählen? Du kennst das doch alles.«

»Die Annehmlichkeiten ebenso wie das andere. Aber sag mir, da du dich hier auskennst: Hast du den Jungen mit dem Kormoran gesehen?«

»Den kleinen Schuft? Bist du seine ältere Schwester?«

»Nein; warum?«

Der Mann schüttelte den Kopf; etwas wie milder Tadel lag in seiner Stimme, als er sagte: »Der Junge sollte jeden Tag mindestens dreimal geprügelt werden, damit er nicht immer jene Fremden bestiehlt, die dann den lautesten Ärger machen.«

»Ich will es ihm sagen, wenn ihn sehe – aber hast du ihn heute gesehen?«

»Heute früh.«

»Ah, gut; ich hatte schon Angst, er könnte krank sein.«

»Angst? Für mich wäre es lustvolle Hoffnung.«

»Dann ist also nicht nur dein Tun, sondern auch dein Hoffen auf Lust gerichtet.«

Der Krieger steckte den gezahnten Stift in den Beutel an seinem Gürtel und kam zu ihr. »Ist deine Zunge auch bei anderen Verrichtungen so flink? Hübsch bist du, muß ich sagen; willst du mir wirklich nicht helfen, den Turm zum Schwanken zu bringen?«

Sie erhob sich, die Sandalen in der linken Hand, und lachte ihm ins Gesicht.

»Verwegener Krieger – Centurio – Tribun – Hüter des nächtlichen Leuchtens – ich hätte Angst, daß der Turm kippt.«

»Das Schiff da unten« – er stampfte auf den Boden – »ist gut gefüllt, beschwert und verankert; es wird nicht kippen.« Er streckte die Hand aus und berührte ihre Wange.

»Schiff? Wieso Schiff?« Sie kannte die Geschichte, aber da er ihren Arm festhielt, wollte sie ihn ablenken.

»Das Schiff, mit dem Caligula – die Herren der Unterwelt mögen ihm erlesene Qualen bereiten, aber wahrscheinlich ehren sie ihn als ihresgleichen –, also, mit dem Caligula einen Obelisk, größeres wiewohl minderes Abbild seines göttlichen Phallus, aus Ägypten holen ließ. Claudius hat es später mit Zement füllen und hier versenken lassen, als Endpunkt der südlichen Mole und Sockel für den Leuchtturm.« Er hielt noch immer ihren Arm fest, mit kräftigem Griff, und zog sie näher.

»Kluger Krieger«, sagte sie halblaut; dabei betrachtete sie sein Gesicht. Ein junges, offenes, helles Gesicht mit Augen, die gern zwinkerten und in denen Spott leuchtete. »Für einen einfachen Krieger redest du zu gut.«

»Es gibt andere Dinge, die ich auch beherrsche. Der einfache Krieger ist ein Befehlshaber und heißt Gaius Pacuvius.«

Der Griff war fest, nicht schmerzhaft, und sie fand weder die

Berührung noch die Nähe unangenehm. Trotzdem, sagte sie sich, ist eine Nacht im Leuchtturm nicht das Ziel dieser Reise ...

»Was macht Pacuvius der Befehlshaber auf dem Turm am Hafen der Kaiser?« sagte sie mit übertrieben weicher Stimme und einem Augenaufschlag.

»Pacuvius will auf gewisse Dinge achten, die den gewöhnlichen Leuchtturmwärter überfordern könnten. Allzu viele Schiffe, zum Beispiel. Und ...«

»Und dabei sollte ich das Verbrechen begehen, dich abzulenken?«

»Manche Verbrechen ergänzen die Pflichterfüllung vortrefflich. Außerdem wird der Leuchtturmwärter wie üblich das lodernde Feuer entzünden; nicht alle Aufmerksamkeit geht von mir aus.«

»Wird er nicht bittere Tränen weinen, wenn du während seiner Arbeitszeit ersprießliche Dinge begehst?«

»Wen kümmern die Tränen eines Türmers? Ist nicht die Lust des Befehlshaber mehr als ...«

Sie sah an ihm vorbei, zum offenen Gitter vor dem Turm, und unterbrach ihn. »He, du darfst da nicht rein!«

Pacuvius fuhr herum; dabei ließ er sie beinahe los. Sie riß den Arm ganz aus seinen Griff und lief leichtfüßig über die Mole nach Süden.

»Ein schäbiger Scherz«, rief er hinter ihr her, aber er klang eher belustigt denn erbost.

Sie blieb kurz stehen, wandte sich halb um, lachte und sagte: »Gaius ist ein Dummkopf.« Dann ging sie weiter.

Zwei Jahre zuvor hatte sie den Jungen mit dem Kormoran zum ersten Mal gesehen. Die Mimen des Mopsos waren nach Ostia gekommen, um den Reichen, die sich in der verlandeten Hafenstadt an Seewind und Mücken erbauten, ein wenig Zerstreuung zu bieten. Ablenkung von der mühseligen Beaufsichtigung der Sklaven, die in den Salinen arbeiteten, Ablenkung vom kargen Leben in ärmlichen Palästen. Ostia war Sommerfrische und Zuflucht, nah bei Rom und doch fernab, als Ort der Genesung

und des Ausheilens empfohlen von Ärzten, die sich auf Krankheiten der Wohlhabenden verstanden.

Jemand hatte damals die Truppe angeheuert, um »die Öde des Provinzlebens durch den Trübsinn der Kunst zu vertiefen«. Für den Mann – sie erinnerte sich an das Gesicht, konnte sich aber nicht auf den Namen besinnen – und seine Sippe sowie Nachbarn und sonstige Schaulustige hatten sie Teile aus mehreren Plautus-Stücken aufgeführt, einen halben Menandros, laute derbe Volksszenen nach Art der atellischen Komödie, unterbrochen oder verbunden durch Lieder und Gaukelei.

Ein greiser Händler wünschte sich *Die Vögel* des Aristophanes auf griechisch. Mopsos besaß eine Rolle; nach zwei Tagen flüchtigen Probens zwischen anderen Aufführungen brachten sie das Stück eher schlecht als recht zustande. An diesem dritten Abend, kurz bevor der Sonnenuntergang die Darbietungen beendete, war Korinna in der Maske des Wiedehopfs von der behelfsmäßigen Bühne gegangen – ein paar bemalte Bretter vor einer Hauswand – und hatte gemeint, im Beutel eines Zuschauers eine Schlange verschwinden zu sehen. Später, als die Haushaltssklaven des greisen Händlers Mimen und Gäste mit Brot, Fisch und Wein versorgten, hörte sie den Mann mit dem Beutel das Verschwinden von Geldstücken beklagen und »Diebsgesindel und Mimen« beschimpfen.

Mit dem Rest des gerollten Fladens und einer Lederflasche ging sie zum Flußufer, um sich vom Lärm und von der Arbeit zu erholen. Neben einer Anlegestelle, die wenige Schritte in den Tiberis ragte, fand sie den Jungen. Er nestelte gerade an der winzigen Öse, um den Schlangenhals des Kormorans vom Ring zu befreien. Im Zwielflicht nach Sonnenuntergang konnte sie die Bewegungen nicht sehen, nur ahnen; es war ihr auch nicht möglich zu sagen, ob der Hals des Vogels an den Seiten weiße oder graue Federn hatte.

»Gibt man geflügelten Räubern Namen?« sagte sie.

Der Junge verzog keine Miene – oder wenn, dann so geringfügig, daß die zunehmende Dunkelheit alles verbarg.

»Epulo«, sagte er.

»Der Fresser?« Sie lachte leise. »Wie treffend. Hat er genug gefressen?«

»Nicht von euch. Das wäre ... ehrlos.«

Schweigend biß sie in die gefüllte Fladenrolle. Sie war erstaunt über dieses Wort im Mund eines kaum Achtjährigen; und sie sagte sich, daß diese mutmaßliche Ehre etwas mit der Zugehörigkeit zur gleichen Zunft zu tun haben mußte – Räuber, Dirnen, Schauspieler. Und Kormorane.

»Hast du Hunger?«

Als der Junge nickte, gab sie ihm den Rest des Fladens. Sie wartete, bis alles vertilgt war, dann reichte sie ihm die Lederflasche, die verdünnten Wein enthielt; dabei sagte sie:

»Und du? Hast du auch einen Namen?«

Er trank, wischte sich den Mund und schaute auf den dunklen Fluß hinaus, wo Epulo badete, fischte oder andere Dinge tat. Sie wußte nicht, was Kormorane nachts trieben und ob sie im Dunkel sehen konnten.

»Batrax.«

»Batrax? Was für ein Name ist das?«

»Die ihn mir gab, war eine Griechin. In Portus.« Er wies über den Fluß, nach Norden; dann stand er auf und gab ihr die Lederflasche zurück. Er trug nur einen Leibschurz mit einer grob aufgenähten Tasche, in der etwas klirrte, als er sich bewegte. Sogar im zunehmenden Dunkel bildete sie sich ein, seine Rippen zählen zu können, und als er ihr den Rücken zuwandte, sah sie die Spur einer Wunde auf der linken Schulter. Es mochte ein schlecht verheilter Peitschenhieb sein.

»Deine Mutter?«

Er antwortete nicht; mit einer fließenden Bewegung glitt er in den Tiberis und verschwand in der Nacht. Sie hörte einen seltsamen Pfiff – Klagelaut einer liebeskranken Sirene, sagte sie sich – und ein Plätschern, dann nichts mehr.

Sie grübelte ein wenig, bis sie eine Erklärung für den Namen fand. Wenn »die ihn mir gab« Griechin gewesen war, mochte es sich um eine Abwandlung von *batrakos* handeln, Frosch, ein Kosenname, wie man ihn kleinen Kindern gab. Und sicher angenehm-

mer zu tragen als die lateinische Entsprechung *rana*. Die außerdem hier, wo immer noch viele Etrusker lebten, als etruskischer Mädchenname einem Jungen das Leben schwermachen konnte.

Sie hatte ihn fast vergessen, als sie drei Monate danach, im Winter, eines Morgens Rom verließ, um die fünfzehn Meilen zum Hafen der Kaiser zurückzulegen. Sie wollte ans Meer, salzige Luft atmen und Wellen sehen, und in den nächsten sechs Tagen gab es für die Mimen nichts zu tun. Es war schon fast Abend, als sie die Stadt erreichte und bald wieder verließ, um nächtlichen Dieben und Totschlägern zu entgehen. Sie verbrachte die Nacht hinter einem der zahllosen Schuppen am Kanal, durch den Kaiser Traianus das auf seinen Befehl angelegte innere Hafenbecken mit dem Tiberis hatte verbinden lassen. Am folgenden Morgen wanderte sie durch die besseren Straßen, an denen Wohn- und Handelshäuser standen, bewunderte das sechseckige Hafenbecken und die für den Winter oder jedenfalls für die nächsten Tage vertäuten Schiffe. Bei einem Stand kaufte sie für ein paar As Brot und Fisch; dann setzte sie sich auf die Kaimauer, ließ die Beine baumeln und aß. Plötzlich sagte hinter ihr eine Stimme:

»Nicht meine Mutter. Sie hat mich irgendwo gefunden und aufgezogen. Vor zwei Jahren ist sie gestorben.«

Epulo hockte auf der Schulter von Batrax, der auch an diesem kühlen Tag nichts außer dem Leibschurz trug. Allerdings hatte der Junge eine zusammengerollte grobe Woldecke unter dem Arm.

»Hast du Hunger?« Korinna war beinahe froh, Brot und Fisch mit dem Jungen teilen zu können; sie hätte nicht gewußt, wie sie auf die Wiederaufnahme des Dialogs antworten sollte.

Batrax schüttelte den Kopf. »Man sollte nicht öfter als einmal am Tag essen. Man gewöhnt sich sonst daran.«

»Hast du schon gegessen?«

»Nein. Es ist noch zu früh.«

»Wo und wie lebst du denn, seit die Griechin gestorben ist?«

Der Junge legte einen Finger an den Schnabel des Kormo-

rans. Epulo wackelte mit dem Kopf und stieß ein Geräusch aus, das Korinna nur als »Schnaufen« bezeichnen konnte.

»Wir fangen Fische«, sagte Batrax. Er berührte den Ring am Hals des Vogels.

»Und wo?«

»Ah, hier und da. Soll ich es dir zeigen?«

Und er zeigte ihr Portus, vom Kanal des Traianus im Süden bis zu den Salinen weit nördlich, jenseits der Strandhütten der armen Fischerfamilien. Er führte sie durch das Labyrinth der Schuppen und Lagerhäuser, zeigte ihr die besten Schänken und die weniger guten, deren Preise erschwinglicher waren; er machte sie bekannt mit einem blinden Freigelassenen, der davon lebte, daß er eine Art Harfe spielte und dazu zotige Verse sang, und mit einer Menge von Stauern, Hafendirnen, Fischern, Segelmachern und Schanksklavinnen. Sie alle schienen irgendwie mit ihm verwandt zu sein. Er zeigte ihr die üppigen Häuser der Reichen, der großen Händler und Schiffseigner östlich des inneren Hafens, und erklärte ihr, wie die Hebebäume bedient wurden, die auf dem Kai und weiter draußen, am Außenhafen, auf den beiden Molen standen.

Natürlich nicht alles auf einmal; es dauerte viele Monate und zahlreiche Besuche. Korinna kam immer wieder zum Hafen, meistens zu Fuß, manchmal mit dem Karren des einen oder anderen Händlers aus Rom. Nach und nach erfuhr sie mehr über das bisherige Leben des Jungen, ohne je sagen zu können, wie so ihr an ihm überhaupt etwas lag. Vielleicht war es die verblaßte Erinnerung an die beiden jüngeren Brüder.

Batrax war wortkarg und geschwätzig, mürrisch und witzig, grob und sanft, je nach dem Stand des Mondes, der Richtung des Windes oder der Laune der Fische. Nach Korinnas Geschichte fragte er nie, vielleicht aus Scheu, vielleicht weil er selbst so verschlossen war und nur Auskünfte gab, wenn Korinna bohrte. Falls überhaupt.

Einmal war er ein wenig gesprächiger; so erfuhr sie mehr über seine Kindheit. Nicht viel, aber immerhin. Die Griechin, sagte er, habe ihn ausgesetzt in Rom gefunden, wenige Tage

nach dem Tod ihres eigenen einzigen Kinds, und sie habe ihn mitgenommen. Eine Freigelassene, vielleicht aber auch Entflohenene, die eine Weile mit einem Fischer in einer der Schilfhütten nördlich des Hafens lebte und nach dessen Tod ihren Körper an die fremden Seeleute verkaufte. Einer der Männer, ein bärtiger Hispanier, hatte ihm nach einer lauten Nacht in der Hütte den jungen Kormoran geschenkt. Oder er war froh gewesen, ein nutzloses Tier abgeben zu können. Bald darauf kam die Frau bei einem nächtlichen Handgemenge ums Leben.

»Und seitdem?«

»Seitdem all das.« Batrax machte eine Armbewegung, die den Hafen und die Stadt und das Hinterland einschloß.

Einer der besten Schlafplätze, die der Junge ihr gezeigt hatte, befand sich zwischen zwei großen Lagerhäusern am Kanal. Dort gab es eine mit weichem Gras bestandene Senke, einen winzigen, aber sauberen Wasserlauf, verwilderte Obstbäume und kriechendes Gesträuch mit allerlei eßbaren Beeren. Und es gab die beiden Gebäude, die den Seewind abhielten.

Aber an diesem Abend, als sie den Mann namens Gaius Pacuvius am Leuchtturm zurückließ und den Jungen mit dem Kormoran nicht finden konnte, war die Senke belegt. Mindestens drei Paare tummelten sich dort; Korinna verzog sich geräuschlos und suchte im Gewirr der Werkstätten und Schuppen am inneren Hafen die Hütte des Etruskers mit dem unhandlichen Namen Larth, an dem sie sich in Gedanken entweder die Zunge verknäuelte oder den Rachen aufriß. Der Fischhändler, der sie mitgenommen hatte, kannte den alten Segelmacher und hatte ihr gesagt, wenn sie seinen Namen erwähne, werde Larth sie ohne Zweifel auf einem Haufen Tuchfetzen schlafen lassen.

Sie brauchte nicht viel zu reden. Der Segelmacher mußte an die sechzig Jahre alt sein und saß gründlich betrunken vor seinem Schuppen, wo er die Sterne am Boden einer Amphore zu zählen und den Nachthimmel leerzutrinken beabsichtigte, wie er sagte. Sie erwähnte Manlius, und Larth ließ sie aus dem Gefäß trinken. Plötzlich fiel er um und begann zu schnarchen.

Korinna deckte ihn mit ein paar Segelfetzen zu, trug dann weitere alte, löchrige, nach Fisch und Pech stinkende Tücher zur Rückseite des Schuppens und kroch in den Haufen aus Lumpen. Eigentlich wollte sie denken, drei oder vier würzige Reden, die sie am Hafen gehört hatte, in eine Art Versform bringen und zu einem Dialog erweitern, aber dann schlief sie ein, ehe sie auch nur zur Hälfte der Gedanken gediehen war.

Sie hatte Häfen immer geliebt. Vielleicht, weil Häfen überall gleich riechen und ebenso verlorene Heimat sind wie lockende Fremde. Vielleicht, weil sie sich mit ihrer Hilfe in den kleinen Hafen zurückdenken konnte, in dem sie so oft den Vater verabschiedet und erwartet hatte – bis das Schiff mit ihm und den anderen eines Tages nicht heimkehrte.

>Vielleicht<, dachte sie, >höre ich jetzt auf, Unsinn zu träumen und erwache.< Die alten Segelfetzen, die als Decke und Lager gedient hatten, kratzten und stanken, und hinter dem Schuppen stieg die Sonne; die Schattenkante erreichte schon ihre Füße.

Aber sie schloß die Augen wieder und blieb liegen. Ein paar Atemzüge lang, sagte sie sich; lang genug, um die Erleichterung zu genießen und den lebhaften Traum zu bewahren. Das Lächeln des Vaters, der mit den vier anderen zum Fischen hinausfuhr. Der Geruch des kleinen rhodischen Hafens. Die seltsame Erleichterung, in diesem Teil des Traums erwacht zu sein.

Etwas mußte sie geweckt haben, denn gewöhnlich – drei- oder viermal im Jahr – schloß der Traum anders. Mit dem wahren Ende.

Das Boot, das nicht zurückkam. Die Familien der verschwundenen, zweifellos toten Fischer. Das neue Boot, noch nicht abbezahlt.

Bei den anderen gab es mehr Verwandte; irgendwie gelang es den Familien, die Schulden zu tilgen, indem Onkel und Großeltern und Vettern dritten Grades und Freunde ihrerseits Schulden machten oder Besitztümer verkauften ... Aber Korinnas Eltern kamen aus Miletos, und auf Rhodos hatten sie keine Verwandten.

Das Boot war in einer kleinen Werft gebaut worden; an der Werft beteiligt waren zwei Tempel und eine Bank. Der Schiffbauer trat seine Ansprüche an die Bank ab, da er nicht in die Verklavung von Schuldnern verwickelt werden wollte. Korinnas Mutter wurde von einem samischen Händler gekauft, die beiden kleinen Brüder nahm ein Ägypter, und ein Römer erwarb Korinna. Das letzte, was sie von einem der Brüder sah, dem Vierjährigen, war das später im Traum immer riesenhaft vergrößerte Mal auf der linken Hinterbacke. Etwas in der Form einer großen Muschel. Die Brüder hatten es, der Großvater hatte es gehabt – aber den hatte sie nicht gekannt – und ebenso der Vater. Es kam wohl nur bei den Männern der Familie vor, denn sie hatte es nicht. Und der Vater hatte dies Muschelmal den Fischen und Muscheln zurückerstattet.

Mit verquerrer Befriedigung stellte sie fest, daß es ihr gelungen war, die Erleichterung über das Erwachen durch beflissenes Erinnern in Trübsinn zu verwandeln. Den sie bald weiter verfinstern würde durch die Schreie der Mutter bei der Trennung und die Scheußlichkeiten, denen der Römer die Neunjährige unterzog – bis sie dreizehn war und er sie einem anderen verkaufte, der nicht nur mit Kindern –

Sie setzte sich auf, als der Lärm sie erreichte. Ein ungeheuerliches Schnaufen, Grunzen und Splittern; als ob der Minotaurus wütend die Kiste zerbeißen wollte, in der er ein schmackhaftes athenisches Mädchen vermutete. Der Lärm, der sie aus den peinigenden Erinnerungen riß, wie er sie zuvor aus dem Traum geholt hatte. Sie nahm dies jedenfalls an; denn nicht einmal der Hafen der Kaiser war groß genug für zwei verschiedene Arten solch unsäglichen Lärms.

Ihr Magen knurrte – nicht sehr laut, aber ausreichend, um sie zu einem schnellen Kichern zu bringen. Vielleicht hatte das Ungeheuer – der Minotaurus – ja gar nicht gebrüllt, sondern war nur hungrig.

Sie bedachte ihre gestrigen Speisen. Morgens ein wenig Obst und warmes verdünntes Bier, dann ein zwei Tage alter Brotfladen, an dem sie auf der langen Fahrt über die Via Portuensis ge-